

Predigt über Lukas 18,28-30

Um Sorgen geht es in den heutigen Bibeltexten und Liedern, und das passt ganz gut zum Wahlsonntag, denn nicht erst im nun zu Ende gegangenen Wahlkampf, sondern schon seit zwei, drei Jahren heißt es immer wieder: wir müssen die Sorgen der Menschen ernst nehmen, auch wenn wir die Konsequenzen nicht teilen, auch nicht billigen können, die sie aus diesen Sorgen ziehen: Hassgebrüll in der Öffentlichkeit, maßlose Hass- und Wutpropaganda in den angeblich sozialen, in Wirklichkeit oft höchst asozialen Medien, Androhung und Ausübung von Gewalt: Brandstiftung, Körperverletzung, Mord und Totschlag; die Leugnung von Tatsachen, die der eigenen höchst geschlossenen Weltsicht widersprechen als Lügenpresse und Fake-News, umgekehrt aber die Aufstellung und Verbreitung der abenteuerlichsten Behauptungen verbunden mit der Feier des eigenen Muts, diese angeblich unterdrückten und verschwiegenen Wahrheiten auszusprechen – das alles, heißt es, lehnen wir natürlich ab, aber die dahinter stehenden Sorgen der Menschen, die müssen wir ernstnehmen, damit sie nicht in die Fänge deutschnationaler Hassprediger geraten.

Ich glaube nicht, dass das eine hilfreiche Empfehlung ist, zumal der Begriff der besorgten Bürger inzwischen ein sehr durchsichtiger Deckmantel, eine spärliche Tarnung für eben diese Hassprediger geworden ist. Zudem klingt sie im Blick auf diejenigen, die von diesem Hass und dieser Gewalt bedroht sind, die darum reale Gründe für Angst und Sorgen haben, frivol. Gewiss sind die Menschen selbst, sind alle Menschen ernst zu nehmen. Doch dazu kann gehören, den vorgeblichen Inhalt ihrer Sorgen nicht ernst zu nehmen, wenn der absurd ist. Und es ist absurd, wenn Barbaren behaupten, sich um die deutsche oder die abendländische Kultur zu sorgen. Wer auch nur etwas von der Kultur des Abend- oder des Morgenlands oder irgendeiner anderen Weltgegend mitbekommen hat, weiß, dass durch Abschottung und Abgrenzung, Artenschutz statt Austausch und Anregung noch nie Kultur entstanden ist, sondern Provinzialismus, Mief. Zudem ist mit Händen zu greifen, dass nur wenig jede mühsam und lustvoll, spielerisch und ernsthaft erarbeitete Kultur so verletzt und zerstört wie die von diesen Kreisen angestrebte und angerichtete Barbarei.

Die heutigen Texte sind nicht bemüht darum, Verständnis für unsere Sorgen aufzubringen und sie ernst zu nehmen – sie wollen sie uns nehmen, wegnehmen. Im Wochenspruch aus dem ersten Petrusbrief hörten wir die Empfehlung: all eure Sorgen werft auf ihn, auf Gott. Das ist erkennbar eine Alternative zum griesgrämigen Bestehen auf den eigenen Sorgen, dessen selbstgewisse Behäbigkeit in einem gewissen Kontrast zur angeblichen Tiefe dieser brennenden Sorge steht. Das klingt stattdessen nach einer kräftigen, entschlossenen, geradezu sportlichen Handbewegung, die dazu führt, dass wir dann unbekümmert und unbesorgt leben: ein Leben in Sanssouci. Wir sollen das Sorgen und die Sorgen Gott überlassen, der nicht nur den größeren Kopf hat, sondern auch das größere Herz, und entsprechend hieß es in Psalm 127, dass es keinen Sinn hat, morgens früh aufzustehen und abends in langen Sitzungen ratlos zu beratschlagen und dann doch das Abendbrot mit Sorgen zu essen, statt gerade das gemeinsame Essen und Trinken zu genießen, denn seinen Freunden gibt er es im Schlaf, weshalb es auch pragmatisch nicht klug wäre, diesen Schlaf durch nächtlanges Sorgen und Grübeln zu verscheuchen. In der Epistellesung hörten wir unseren Wochenspruch noch einmal in seinem Zusammenhang und merkten, dass dieser Brief sich an Verfolgte, an wirklich Bedrohte richtet – euer Widersacher, der Teufel, gemeint ist das damalige Römische Reich, geht umher wie brüllender Löwe um zu verschlingen –, dass der Verfasser die eigenen Sorgen aber dennoch als Hochmut betrachtet, dem Gott widersteht, und darum jene entschiedene Wurfbewegung empfiehlt. Und wir hörten in der Evangeliumslesung, wie Jesus in der Bergpredigt die Befreiung vom Sorgen als Befreiung aus der Sklaverei bezeichnet, aus der Sklaverei des Mammon, eines mächtigen Gegengotts des Gottes Israels: Niemand kann zwei Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Darum sage ich euch: Sorgt nicht! In der Tat könnte es sich bei den heute besprochenen Sorgen um Verlustängste und damit Zeichen unserer Unterwerfung unter Gott Mammon handeln, einen Mangel an Glaube, Hoffnung und Liebe, der unsere Trennung, unsere Entfernung vom befreienden Gott der Bibel zeigt, das also, was in biblischer Sprache Sünde genannt wird.

Auch in der Szene, der der heutige Predigttext, Lukas 18, entnommen ist, geht es um Verlustängste, aber auch um Befreiung von Angst und Sorge. Ein Mann wendet sich an Jesus als Lehrer mit der Frage nach dem guten Leben, dem erfüllten, mit Sinn erfüllten Leben: was muss ich tun, um unendliches Leben zu gewinnen? Anders als Matthäus und Markus handelt es sich bei Lukas nicht um einen jungen Mann, sondern um einen der Oberen, der Herrschenden. Seine Frage zielt nicht quantitativ auf unendliche Dauer des Lebens, die könnte auch eine Qual sein, sondern auf die Qualität dieses Lebens. Jesus antwortet mit dem Hinweis auf die Gebote und zählt einige auf; der Mann erwidert, dass er die bereits tut. Da sagt Jesus, dass ihm noch was fehlt: verkaufe alles, was du hast, verschenk den Erlös an Arme und folge mir nach. Dann, sagt Jesus, wirst du einen Schatz im Himmel haben. Da wird der Mann traurig, denn er ist sehr reich, und Jesus sagt den berühmten Satz vom Kamel und dem Nadelöhr. Die Jünger, die nicht reich sind, sind darüber sehr erschrocken, statt sich diebisch darüber zu freuen, dass der reiche Mann, dieses schwer beladene Kamel, wie ein begossener Pudel davon dackelt. Und wiederum anders als Matthäus und Markus lässt Lukas auch offen, ob der traurige Reiche weggeht oder ob er Jesu Rat befolgt und in jeder Hinsicht befreit mit ihm geht. Petrus aber fällt dann doch ein, dass er und die anderen Jünger das bereits getan haben:

Petrus sprach: siehe, wir, wir haben das Eigene verlassen und sind dir nachgefolgt. Er aber sprach zu ihnen: Amen, ich sage euch: es ist niemand, der Haus oder Frau oder Geschwister oder Eltern oder Kinder verlassen hat um des Reichs Gottes willen, der das nicht vielfach wiederbekommt in dieser Situation und in der kommenden Welt ewiges Leben.

Petrus weist Jesus deutlich daraufhin, dass es ihn und die anderen Jünger viel gekostet hat, ihm nachzufolgen: wir haben das Eigene verlassen, haben kein Privateigentum mehr und kein Privatleben. Das Eigene haben wir aufgegeben, das, was uns eigen ist, mit einem verdächtig beliebt gewordenen Wort: unsere Identität, um dir nachzufolgen: wer Jesus nachfolgt, ist nicht mehr fraglos und selbstverständlich bei sich zuhause, mit sich im Einklang. Petrus betont diesen Verlust, und in dieser Verlustanzeige klingt eine Frage an, die bei Matthäus auch offen ausgesprochen wird: was haben wir davon? Lohnt sich das? Was haben wir uns eingehandelt? Steht dem Verlust ein Gewinn gegenüber, mit dem er sich verrechnen lässt?

Jesus hört diese Frage, auch wenn sie hier gar nicht ausgesprochen wird, und beantwortet sie, kritisiert sie nicht, weist sie nicht zurück etwa mit dem Hinweis, dass der Lohngedanke etwas ganz primitives, unangemessen, geradezu unanständig ist. Er hält die Frage nach dem Lohn für berechtigt und beantwortet sie überschwänglich verheißungsvoll: wer Haus, Frau, Geschwister, Eltern, Kinder verlässt, um sich fürs Reich Gottes einzusetzen, für eine neue Weltordnung, in der alle genug haben, alle die Fülle des Lebens genießen, niemand zu kurz kommt oder unter die Räder, wird das vielfach wiederbekommen, und zwar nicht erst in jener neuen Welt, sondern schon unterwegs, schon in der jetzigen Situation, in einer Weltordnung, die solidarisches Zusammenleben gemeinhin nicht fördert und belohnt, sondern schwer macht. Und Jesus unterstreicht die Verlässlichkeit seiner Zusage mit Amen.

Die Berichte von der Berufung der Jünger in die Nachfolge Jesu, in den Kampf und die Arbeit für das Reich Gottes, klingen in der Tat nach einem radikalen Bruch mit ihrem bisherigen Leben, Aufgabe ihres Privateigentums und Privatlebens – sie lassen alles stehen und gehen mit: ein doch etwas überstürzter Aufbruch, und für uns Hörer und Leser etwas bestürzend. Doch diese Berichte klingen nicht so, als hätten die Jünger nach einem quälenden Selbstfindungs-

und Selbstklärungsprozess zähneknirschend, aber tapfer Verzicht geleistet und dann ein verhärmtes, entsagungsvolles Leben voll Kummer und schmerzlichen Entbehrungen geführt. Sie waren ganz unbekümmert, sie waren begeistert, das neue Leben, das Jesus verkünde, ausstrahlt, auch selbst verkörpert, muss umwerfend verlockend und beglückend sein. Jesus und die Seinen leben ohne festen Wohnsitz und ohne festes Einkommen, sind darauf angewiesen, von anderen freigehalten zu werden. Und das geht, das gelingt – gewiss haben die Jünger bereits etwas von dem erlebt und zu spüren bekommen, was ihnen Jesus hier verheißt: dass sie das, was sie hinter sich ließen, vielfach wiederbekamen. Jesus und die Seinen warten nicht tatenlos ab, dass das Reich Gottes anbricht; die erhoffte neue Welt soll bereits ihr Leben, ihr Zusammenleben in der jetzigen, in der verkehrten Welt prägen. Sie erinnern an die verschiedenen sozialistischen Experimente im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, etwa die Gründung der Kibbuzim in Israel, aber auch die verschiedenen Produktions- und Konsum- und Wohngenossenschaften hier in Europa: Leute, die nicht die ganz große, alles ändernde Revolution, so etwas wie den Einbruch des Reiches Gottes, abwarten, sondern das Neue unter den Bedingungen der Alten Welt praktizieren wollten.

Der Aufbruch der Jünger erinnert zudem an jenen Aufbruch, mit dem die ganze Israelgeschichte begann: den Bruch Abrahams und Saras mit Herkunft, Heimat und Familie, ihren Aufbruch in die Zukunft, in ein neues Land. Auch die Frauen der nächsten Generationen, Rebekka, Rachel und Lea, gehen später diesen langen Weg von Mesopotamien nach Kanaan. Im Neuen Testament werden auch wir Christen aus den Völkern als Leute angeredet, die einen solchen Bruch mit ihrer Herkunft zugunsten einer verheißenen Zukunft vollzogen haben: einst wart ihr Israel und seinem Gott gegenüber fremd und fern, nun aber Israels Mitbürger und Gottes Hausgenossen – Mitbürger und Hausgenossen mit erkennbarem Migrationshintergrund.

Doch wird Abraham nicht die Trennung von seiner Frau zugemutet – Kinder hatten die beiden bekanntlich noch nicht. Doch ganz so radikal scheint der Bruch auch bei den Jesusjüngern nicht gewesen zu sein – später ist von einem Besuch Jesu im Haus des Petrus die Rede, wo er dessen Schwiegermutter heilt; auch Paulus notiert, dass Petrus und die anderen Apostel bei ihren Reisen und Kämpfen fürs Reich Gottes von ihren Frauen begleitet werden. Sie sind Teilnehmerinnen jenes neuen Zusammenlebens geworden. Und für zugunsten des Reiches Gottes verlassene Ehefrauen und Kinder wäre es ja auch ein Hohn gewesen zu hören, Jesus habe den entlaufenen Ehemännern und Vätern vielfachen Ersatz für ihre Verluste versprochen.

Freilich schwingt und klingt in unserem Text auch dies mit: immer wieder haben Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern verloren in der Nachfolge Jesu, im Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit. Jene Strophe in Luthers „Ein feste Burg“, die wir entweder gar nicht oder nur gedämpft und mit Schaudern singen, erinnert daran: Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: lass fahren dahin. Sie erinnert uns nicht nur an den blutigen Ernst jener Auseinandersetzung, der in diesem Jahr gelegentlich etwas oberflächlich und läppisch gedacht wird. Sie wurde auch aktuell und sprechend in den Tagen der Bekennenden Kirche, zumal da die Schlusszeile – das Reich muss uns doch bleiben – einen eigentümlichen Doppelsinn bekam.

Lasst uns dankbar sein, dass uns heute jedenfalls in unserer Gegend, anders als unseren Geschwistern im Nahen und Mittleren Osten, solche Verluste nicht abverlangt werden. Diese Dankbarkeit relativiert unsere erheblich kleineren Verlustängste. Doch da sind sie ja trotzdem. So ist es uns gut, jenen Rat zu befolgen und sie auf Gott zu werfen; ihn um Befreiung von jenem Sklavenhalter zu bitten: dass er in jeder Situation unseren Glauben, unsere Liebe und unsere Hoffnung etwas stärker macht als unsere Ängste und Sorgen.

Amen.